

KAPITEL 1

May:

Ich ging die kleine Wendeltreppe, die zum Dachboden führte, hinauf. Sie war schmal und einige Male wäre ich beinahe ausgerutscht und die alten Stufen wieder hinuntergepurzelt.

»May, Liebling, kannst du bitte auch gleich die rote Bettdecke mit hinunternehmen?«, hallte die laute Stimme meiner Mutter hinauf. Ich verdrehte die Augen. Na toll, wie sollte ich bitte Bücher, eine Lampe und jetzt auch noch meine Bettdecke diese blöde Treppe hinuntertragen?

Seufzend blieb ich stehen und blickte hinauf. Nur mehr sechs Stufen. Schnell stieg ich sie empor und befand mich vor einer kleinen Tür. Der Holzknauf war vermodert und kleine Spinnweben hatten sich darum verfangen. Ich schob den Ärmel meines Pullis über meine Hände und drehte am Knauf. Quietschend sprang die Tür auf. Mit einem letzten tiefen Atemzug trat ich in völlige Dunkelheit ein. Selbst als ich ein paar Sekunden bewegungslos an Ort und Stelle verharrte, waren meine Augen nicht an die Schwärze im Raum gewöhnt.

Ich sah nichts. Nicht einmal ein Anzeichen von Licht lugte mir entgegen. Bleib ruhig, versuchte ich mir einzuschärfen. Blind tasteten meine Hände nach einem Lichtschalter. Ein kleines Kästchen, ein alter Reifen, eine dicke Schicht Staub, ...endlich! Von der Decke des Dachbodens erleuchtete eine Glühbirne, die herunterbaumelte, das kleine Zimmer. Schon besser. Ich atmete noch einmal tief ein und aus. Mein Puls beruhigte sich und meine Hände hörten auf zu zittern.

Endlich konnte ich mich im Raum umsehen. Er war nur spärlich beleuchtet und aus jeder Ecke zog es fürchterlich. Innerhalb weniger Sekunden hatte sich eine Gänsehaut auf meinen Armen gebildet und ließ mich am ganzen Körper zittern. Ich musste so schnell wie irgendwie möglich hier heraus und wieder in die Sonne.

In Blitzgeschwindigkeit versuchte ich alle nötigen Dinge zu finden. Die kleine Stehlampe, die Mum für das Schlafzimmer haben wollte, lag völlig verdreht und mit einem schmutzigen Tuch verhüllt gleich beim Eingang. Auch die Bettdecke war schnell gefunden. Sie lag sauber zusammengefaltet auf einem Kästchen, das alt und verwittert in einer Ecke des Dachbodens stand. Gut, wo waren jetzt die Bücher? Ich öffnete einige Schubladen, doch ich konnte sie nicht finden. Verzweifelt blieb ich mitten im Zimmer stehen. Langsam drehte ich mich einmal um die eigene Achse, doch noch immer keine Spur.

»Mum?«

Nichts.

»Mum?«, jetzt etwas lauter. Plötzlich hörte ich ein krachendes Geräusch. Gerade wollte ich aus dem Dachboden rennen, um zu sehen, ob keiner verletzt war, als ich die Stimme meiner Mutter hörte. »Verdammt! Der Kuchen! Der schöne Kuchen ist mir auf den Boden gefallen!« Mum schimpfte wie ein Rohrspatz. Ich musste grinsen.

»MUM?«

»Was ist denn, May?«, kam es von der Küche herauf.

»Weißt du, wo die ganzen Bücher sind?«

Für einen Moment war es wieder still. Dann: »Die sind in irgendeiner Kiste, glaube ich.«

In einer Kiste? Wow, erstklassige Auskunft, danke Mum. Erneut blickte ich mich im Dachboden um. Da!

In einer kleinen Nische zwischen einer Kommode und einer Standuhr waren vier Umzugskisten, die mit meinem Namen beschriftet waren.

»Danke Mum, du bist die Beste!«, rief ich hinunter und rannte freudig auf die Nische zu. Im Schneidersitz ließ ich mich auf den staubigen Boden fallen und klappte den Deckel der ersten Kiste zur Seite. Fünf Bücherrücken grinsten mir entgegen. Vorsichtig hob ich das erste Buch hoch. »Schattenohr« stand in großen, verschnörkelten Buchstaben darauf. Ich verzog den Mund. Das klang nicht so nach meinem Geschmack. Schnell hob ich das zweite Buch auf. »Die Mondkinder des Tages« von Emma Thallinger. Gelangweilt legte ich es zur Seite, schon zu oft gelesen, und blickte in die Kiste.

Ich steckte meine Hand hinein und holte einen dicken Schmöker heraus. »Allein und doch zu zweit«. Erstaunt hob ich ihn gegen das Licht der kleinen Glühbirne. Verrückt, dieses Buch hatte ich noch gar nicht gelesen. Schnell erhob ich mich, nahm das Buch und die Decke in die eine Hand und die Lampe in die andere. Schnell versuchte ich, den Lichtschalter wiederzufinden, das Licht zu löschen und die steilen Stufen hinunterzugehen.

»May, darf ich mich ein bisschen zu dir legen?« In einem völlig zerfransten und alten Pyjama stand Marcel an der Tür, seinen kleinen Stoffteddybären fest an sich gedrückt. Ich hatte mich sofort, nachdem ich vom Dachboden heruntergekommen war, ins Bett gelegt und zu lesen angefangen. Das Buch war wahnsinnig gut geschrieben und ich konnte mich nur mit viel Mühe davon losreißen.

Ich sah auf und lächelte.

»Natürlich, Großer.«

Er rannte schnell auf mein Bett zu, hievte sich hinauf und krabbelte unter die Decke. Ich nahm ihn in die Arme und hielt ihn ganz fest. Mein Kinn war auf seinen kleinen Kopf gestützt und seine Haare kitzelten meine Nase. Lange lagen wir einfach nur da, ich hielt ihn fest umschlungen und hörte auf seinen Atem. Plötzlich drehte er sich um und sah mich direkt an.

»Weißt du, warum Mum und Dad so oft weinen, wenn sie mich sehen? Habe ich irgendetwas getan?«

Seine blauen Augen blickten mich fragend an.

Mir gefror das Blut in den Adern. Verdammt! Meine Blicke huschten schnell zur Tür und wieder zu meinem kleinen Bruder. Scheiße, Scheiße, Scheiße.

»Nein, Großer, ich glaube, sie sind einfach nur sehr traurig, dass sie nicht mehr so viel Zeit mit dir verbringen können, wie sie es eigentlich gerne gehabt hätten«, stotterte ich, doch meine Stimme wurde immer leiser, bis sie am Ende nur mehr als Hauch über die Lippen kam.

»Aber warum? Müssen sie etwa weg?«

Ich schluckte. Meine Kehle war wie zugeschnürt und mein Herz raste mit doppelter Geschwindigkeit gegen meine Brust.

Mein kleiner Bruder war krank. Todkrank. Marcel hatte seit seiner Geburt einen Tumor. Wo, das wussten wir nicht, wir konnten uns keinen Arzt oder Ähnliches leisten. Wir wussten nur, dass er ihn hatte. Und nun, neun Jahre nach seiner Geburt, machte er sich bemerkbar. Er verlor büschelweise Haare und er sah immer schlechter aus. Oft lag er weinend in seinem Bett, sein Körper war von einem ruckartigen Zittern erfasst und er konnte nicht mehr atmen.

Meine Mutter hatte alles in ihrer Macht Stehende versucht, um ihm zu helfen, aber es war hoffnungslos.

Meine Tante gab ihm höchstens noch einen Monat, wenn überhaupt.

Doch das Schlimmste war, dass Marcel es noch nicht wusste. Wir wussten einfach nicht, wie wir es ihm sagen könnten. Sollten wir es ihm einfach sagen oder sollten wir es ihm mit einer Geschichte erklären? Ich hatte keine Ahnung. Aber ich war immer davon ausgegangen, dass wir es ihm zusammen sagen konnten. Zusammen, also Mum, Dad und ich. Aber jetzt lag ich alleine mit ihm in meinem Bett.

Verdammt!

Ich räusperte mich und warf ihm einen Blick zu.

»Hör mal, Marcel. Wir wollten dir eigentlich schon lange etwas sagen, nur wollten Mum und Dad auch gerne dabei sein, wenn wir es dir erklären«. Krampfhaft versuchte ich, mein Lächeln auf dem Gesicht zu behalten. Ich schaffte das nicht. Mum und Dad mussten hier sein.

Doch bevor ich mir noch weitere Gedanken darüber machen konnte, drehte sich Marcel von mir ab und drückte den Teddy wieder fest an sich.

»Du musst es mir nicht sagen, ich weiß es schon. Ich weiß, dass irgendwas mit mir nicht stimmt. Alle Leute, die ich sehe, schauen mich so mitfühlend an, dann schütteln sie Mamas Hand und sagen »Herzliches Beileid, Mrs. Singer«. Er sagte es ganz natürlich. Ohne Angst, ohne irgendetwas.

Völlig perplex sah ich ihn an. Wie konnte es sein, dass Marcel es so gut erkannt hatte? Es geschah was mit ihm, das war nicht zu übersehen, aber dass er so schnell dahintergekommen war, damit hatte ich nicht gerechnet.

Ich sagte nichts mehr, sondern drückte ihn einfach fest an mich. So viele Gedanken gingen mir in diesem